



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., M.: Neufrankreich und die Jesuiten : 1. Ein Drama. - Eine geschichtliche  
Betrachtung. - Die Mission im Huronenlande.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

was diese Herrschaft bald darauf zu einer fast absoluten machen sollte, war die „Schöpfung“, deren Text ihm von Salomon schon hier in London, wo er sich ja auch „vielen Credit in der Singmusik“ erworben hatte, gegeben worden war, und die so zu sagen den krönenden Abschluß des Londoner Aufenthalts bilden sollte. Ueber ihre Entstehung soll ein zweiter Artikel berichten.

Heidelberg.

Ludwig Mohl.

## Neufrankreich und die Jesuiten.

### 1. Ein Drama. — Eine geschichtliche Betrachtung. — Die Mission im Huronenlande.

Zu den merkwürdigsten Partien in der Geschichte des 17. Jahrhunderts gehört die Entwicklung des kühnen und großen Planes, Nordamerika für Frankreich und die katholische Kirche zu erobern, eine Entwicklung, die ebenso viel dramatisches wie historisches Interesse hat, von der wir aber gleichwohl bis auf die letzten Jahre, wo Francis Parkman, der fleißige amerikanische Forscher, sie zum ersten Male nach Urkunden ausführlich darstellte\*), nur ziemlich oberflächliche Kunde besaßen. Wir glauben daher unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir im Folgenden die Zusage, die wir vor einiger Zeit beim ersten Hinweis auf die Vorzüge der Parkman'schen Arbeit gegeben haben, durch einen geeignet gruppierten Auszug der wesentlichsten Partien des Buches zu lösen versuchen.

Es ist eine Geschichte voll dramatischen Lebens, voll Helden- und Wunderthaten des menschlichen Geistes, die wir nachzuerzählen haben. Der Schauplatz ist der nordamerikanische Urwald mit seiner jungfräulichen Schönheit, hinter der sich die schrecklichsten der Schrecken bergen, mit seinen ungezähmten Riesenströmen, seinen stillen Seen, seinem Infellabyrinth, seinen tausend Reizen und seinen tausend und aber tausend Gefahren. Die pfadlose Wildniß breitet sich vor uns aus. Alle Naturmächte bedrohen uns: der Winter in seiner graufigsten Gestalt, der Sturm, die Seuche, welche ganze Stämme verzehrt; und dazu tritt, selbst noch wie eine Naturmacht auf seine Umgebung wirkend, aber tückischer, grausamer als irgend eine, der Mensch in seinem Wahn. Die Hauptpersonen der Handlung aber wagen sich furchtlos in diese Welt voll

\*) Die Jesuiten in Nordamerika. Stuttgart, Albenheim, 1878.  
Grenzboten III. 1879.

Grauen und Entsetzen hinein. Getragen, erfüllt, durchglüht und erhoben von einer hohen Idee, die dadurch, daß sich ihr ein reichliches Theil von Aberglauben beimischt, wenig von ihrer Größe verliert, arbeiten, kämpfen und leiden sie in einer Weise, die weit über das menschliche Maß hinausgeht. Nie sah man Hingebung und Entfagung, Verachtung der Gefahr, Standhaftigkeit bei Mühsal und Entbehrung, Ueberwindung von Schmerz und Todesnoth in herrlicherem Lichte leuchten als während des Kampfes dieser französischen Jesuiten und ihrer Genossen mit der wilden Natur und den wilden Bewohnern der Landschaften zwischen dem Huronensee und dem Atlantischen Meere. Wehmüthig fast will es uns beschleichen, wenn wir auf das Ende dieses Trauerspiels blicken und gewahren, daß all' dieser Eifer, all' diese Aufopferung, daß dieses ganze jahrzehnte lange Ringen ohne Erfolg bleibt, und daß das Drama nach dem Tode seiner Helden mit vollständigem Mißlingen ihres Werkes schließt.

Dies ist der aesthetische Standpunkt. Vom historischen betrachtet, stimmt der Prozeß, der sich hier vollzieht, anders, und wir sagen zum Schluß: So mußte es kommen, und gut, daß es so gekommen ist. Die Grundsätze Richelieu's und Loyola's waren es, die hier in den Boden der Wildniß gesät wurden, und die, wenn der Fuß der Trokesen die Saat nicht zertreten hätte, aufgegangen sein und für Amerika nicht nur, sondern mittelbar auch für Europa unheilvolle Früchte getragen haben würden. Der Plan der Jesuiten und der französischen Machthaber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging auf Gründung eines großen Reiches, bewohnt von bekehrten Indianern und einer Anzahl von französischen Einwanderern, ihren Herren und Leitern, welche sie den Zwecken Rom's und Frankreich's dienstbar machen und sie in dieser Dienstbarkeit erhalten sollten. Dieser Plan war in der Ausführung begriffen, und die Mühe, die auf ihn verwendet wurde, hatte bereits namhafte Erfolge gehabt. Ein großer Theil der Nation der Huronen und nicht wenige von den ihr benachbarten Indianerstämmen Kanada's und des Nordens der heutigen Vereinigten Staaten waren schon unter der geistlichen und weltlichen Führung der Jesuiten, als deren Versuch, hier ein Paraguay zu schaffen, das von der Kette der nördlichen Seen bis an den Golf von Mexiko gereicht und sich von den Newfoundlandsbanken bis über den Mississippi ausgedehnt hätte, und das mit der Zeit für Frankreich geworden wäre, was Indien lange für England war, eine Geld- und Machtquelle ersten Ranges, durch den Bund der „fünf Nationen“ vereitelt wurde. Die Tomahawks und Arkebusen dieser Trokesen vernichteten in einem greuelvollen Kriege alle Anstrengungen und Hoffnungen der Jünger Loyola's, und sie haben damit der Zivilisation einen großen Dienst geleistet. Sie haben der Freiheit in Amerika eine Stätte bereitet, und sie haben wesentlich dazu beigetragen, daß Frankreich verhindert wurde, eine weltbeherrschende Macht zu

werden, und daß dem Despotismus Rom's in der neuen Welt Schranken gezogen wurden — beides ein entschiedener Gewinn auch für die Völker der alten Welt und namentlich für die Deutschen, auf welche Frankreich in diesen Tagen ohnehin schwer zu drücken begann, und auf welche es in der darauf folgenden Zeit mit ganz andrer Wucht gedrückt haben würde, wenn seine Kraft sich jenseits des Meeres weiter zu entwickeln im Stande gewesen wäre.

Gezähmte, nicht zivilisirte Wilde, ein für die Absichten der Jesuiten und der Minister des XIII. und XIV. Ludwig abgerichtetes, nicht aber in die große Kulturbewegung der alten Welt aufgenommenes und ihren Zwecken dienendes Racenvolk würde für den Fall, daß der Versuch gelungen wäre, über die Thäler der großen Seen und des Mississippigebietes vertheilt gewesen sein. Sie wären von Priestern im Interesse des Pariser Despotismus und des Katholizismus gelenkt und ausgebeutet worden. Ihren Trieb zu gegenseitigem Hinschlachten hätte man ausgerottet, ihre schwachen Anlagen zum Ackerbau und zur Industrie hätte man entwickelt, wo nicht in Güte, durch Zwang. Die schnelle Abnahme der indianischen Bevölkerung würde, wenn der Tomahawk begraben worden und der Pflug an seine Stelle getreten wäre, unterbrochen worden sein. Zunächst wäre der Pelzhandel noch eine Zeit lang eine Quelle des Reichthums geblieben. Dann wäre man an die Ausbeutung der Korn-, Holz- und Metallschätze des Bodens gegangen, und zwar sicher in systematischer Weise; denn die Jesuiten waren nicht bloß geschickte Missionäre, sondern auch kluge und umsichtige Haushalter. Von rothhäutigen Feinden unbehelligt, durch eine rührige und wohlgeleitete Produktion und einen lebhaften und umfassenden Handel genährt, wäre Neufrankreich schnell und kräftig gewachsen, wenn auch schwerlich so wie die Union unter dem Segen der Freiheit; denn unter anderm würde ihr die europäische Einwanderung nicht in so mächtigem Strome zugeflossen, die Einwanderung vorzugsweise aus protestantischen Ländern aber, wo es nicht so viele Feiertage gibt wie in katholischen, ganz ausgeblieben sein. Der weite Blick und die unternehmende Willenskraft der Jesuiten würde den Westen mit Händlern, Ansiedlern und Garnisonen besetzt und die jungfräuliche Wildniß in Lehnsgründer französischer Edelleute verwandelt haben, die ein kompaktes Ganze gebildet hätten, während die Kolonien England's an der Küste des Atlantischen Ozeans bisher nur eine schwache und vielfach unterbrochene Linie bildeten. Und als endlich der gewaltige Kampf zur Entscheidung der Frage, ob der Norden Amerika's zur Abhängigkeit von der tyrannischen Selbstsucht England's oder zum Leben nach eigenem Willen und Interesse bestimmt sei, losbrach, wäre er zwar rasch entschieden worden; denn den englischen Kolonien, kraftlosen, noch von ihrer hungernden und verfolgten Kindheit her erschöpften Staatenbildungen, wäre in Alt- und Neufrankreich ein athletischer

Bundesgenosse an die Seite getreten, aber sicher nicht zu deren Heile; denn nach Besiegung England's hätte der Bundesgenosse im Gefühl gewachsener Stärke unzweifelhaft versucht, die Stelle des alten Herrn einzunehmen. Wir behaupten nicht, daß dies auf die Dauer gelungen wäre, wir glauben zu fest an die Macht der protestantischen Idee. Der Ausgang des Kampfes zwischen Freiheit und Absolutismus war auf dem westlichen Kontinente wohl nie zweifelhaft. Aber noch gewisser ist, daß der Triumph der ersteren weit später gefeiert und mit viel größeren Opfern erreicht worden wäre, als dies in der Wirklichkeit geschah. Eine in den Anschauungen und Sitten einer feudalen Monarchie aufgewachsene, von einer der geistigen Freiheit abholden Hierarchie gelenkte und überdies vorwiegend indianisches Blut in den Adern tragende Bevölkerung wäre stets ein Hemmschuh auf der Bahn des majestätischen Versuches, dessen Feld Nordamerika bildet, gewesen, und wenn die republikanische Staatsform auch gesiegt hätte, so würde ihr Leben ohne Zweifel wenigstens geraume Zeit ein ähnliches klägliches Schauspiel dargeboten haben, wie das der südamerikanischen Kolonien Spaniens nach ihrer Emanzipation von der Herrschaft des Mutterlandes.

Die Jesuiten und ihre weltlichen Verbündeten sahen also ihre Hoffnungen festschlagen. Ihr Glaube wurde nicht erschüttert, aber hart auf die Probe gestellt, wie zu der Zeit, da sie Japan schon halb gewonnen zu haben meinten und plötzlich von der sich ermannenden Regierung verfolgt und vertrieben wurden. Die Vorsehung Gottes erschien ihren Augen dunkel und unerforschlich. Aber vom Standpunkte der Freiheit ist sie hell und klar wie die im Zenith eines wolkenlosen Himmels stehende Sonne. Indes dürfen wir darüber nicht vergessen, den damals Bestiegen die ihnen gebührende Ehre zu zollen. Ihr unerschrockener, unbeugbarer Eifer, ihre gewaltige Willensstärke, ihre heroische Entsaugung leuchten wie Gold und Stahl aus dem Nebel der Irrthümer heraus, der ihre Seelen umhüllte. Die folgenden Episoden aus dem Epos ihrer Thaten und Schicksale, sämmtlich nach zuverlässigen Berichten erzählt, werden dieses Urtheil rechtfertigen.

Um die Zeit, wo in Deutschland mit dem Einrücken der Schweden der dreißigjährige Krieg sich seinem Höhepunkte näherte, hatten die Jesuiten nach Verdrängung der Minoriten in Kanada, damals noch einer Wildniß mit zwei kleinen dürftigen Ansiedelungen, Fuß gefaßt und von Quebek aus Versuche gemacht, die Algonquins zu bekehren. Der Erfolg ihrer Bemühungen bei diesem unsteten Jägervolke war lange Zeit gleich Null, und so wandten sie ihre Blicke den Stämmen an den Seen des Westens zu, und zwar dachten sie zunächst an die große und seßhafte Nation der Huronen. Hier wollten sie Boden gewinnen, dann den Glauben, den sie brachten, allmählich weiter aus-

breiten und im ferneren Verlaufe die Nachbarn, die Tabaksnation, die Neutralen, die Gries und die Andasten, ja mit Hilfe der heiligen Jungfrau und Sankt Joseph's, ihres Schutzpatrons, auch die wilden Irokesen im Südosten der Herde Gottes zuführen.

Zweifellos wollten sie dabei im Einklang mit der weltlichen Politik Frankreich's handeln, das Ländergebiet ihres Königs ausdehnen und den Handel ihres Volkes fördern. Die Grundlage der französischen Herrschaft sollte der Gehorsam des Wilden vor dem Priester sein. Hatte sich sein steifer Nacken dem Glauben gebeugt, so war der weltliche Herrscher vor Empörung und Abfall gesichert. Die blutgierigen Horden sollten der Entzweiung entrissen und zu gemeinsamer Unterwerfung unter Gottes und des Königs Willen vereinigt werden. Mit französischen Händlern und Kolonisten gemischt, durch französische Sitte gezähmt, von französischen Offizieren befehligt, sollten ihre bis dahin sich befehrenden Stämme zu einem ungeheuren Reiche in der Wildniß verschmolzen werden, dessen Macht einst die Spanier und die Engländer aus Amerika hinausdrängen sollte.

Es war aber auch ein geistlicher Kreuzzug, den die Jünger Loyola's im Auge hatten. In ihrer Vorstellung war das Land der Huronen die innerste Burg des Satans. Sie sahen alle Waffen seiner Bosheit gegen sich, die kühnen Eindringlinge, gerichtet. Sie kannten die Gefahren, die ihrer auf der langen Fahrt warteten, und sie wußten, daß das Ziel derselben noch trostloser war. Aber Menschen ihrer Art verzagten davor nicht. Die schwere Arbeit, die Entbehrung, die Kälte und der Hunger, die Einsamkeit und die Beleidigungen und Drohungen von Seiten der Heiden, die ihrer harrten, verdoppelten nur den Eifer des furchtlosen Priesters. Er machte das Zeichen des Kreuzes, rief den heiligen Ignaz oder Xaver an, küßte sein Reliquienkästchen, las der Jungfrau einige Messen und war dann, glühender Zuversicht voll, freudig bereit, den Streit mit der Hölle zu bestehen.

Unter sehr ungünstigen Umständen traten im Sommer 1634 die drei Jesuiten Brebeuf, Davost und Daniel mit einigen andern Franzosen die Reise in das Huronenland an, indem sie sich einer von dort des Handels wegen nach Duebef gekommenen Indianerflotte angeschlossen. Die Wilden nahmen sie ungern mit. Sie waren niedergeschlagen über die Niederlagen, welche die Nation kurz vorher durch die Irokesen erlitten, und noch mehr über die schreckliche Seuche, die in dieser Zeit ihre Städte heimsuchte und Massen von Menschen hinraffte. Die Entfernung ihres Zieles von Duebef betrug 900 Meilen. Ihr Weg führte über Ströme mit Wasserfällen und Untiefen voll scharfer Felsen und durch dichte, pfadlose, finstre Wälder. 35 Mal sahen sie sich genöthigt, ihre Kanots aus dem Wasser zu heben und Strecken weit um Stromschnellen

und Wasserfälle zu tragen, und über 50 Mal mußten sie in den wüthenden Strom hinabsteigen, um ihre Fahrzeuge weiter zu ziehen oder zu schieben. Ihre ganze Nahrung bestand in einigen Maiskörnern für den Tag, die zwischen Steinen zermalmt und mit Wasser zu Brei gemischt wurden. Brebeuf sprach etwas Huronisch; die Andern aber waren die ganze Reise über zum Schweigen verurtheilt. Mehrere von ihnen wurden unterwegs von den übelgelaunten wilden Begleitern ausgefetzt und kamen erst nach langer Zeit und völlig erschöpft am Ziele an oder wurden ihres Gepäcks beraubt. Nach 30 Tagen voll unsagbarer Strapazen langte Brebeuf endlich an der Donnerbucht, wo die Missionäre sich niederzulassen gedachten, an, aber die Indianerstadt, in der er einst gepredigt und getauft, war verlassen, weil die Einwohner inzwischen einen Dolmetscher der Franzosen ermordet und sich aus Furcht vor der Rache anderswo angebaut hatten. Der Abend senkte sich bereits auf den einsamen Wald, als der Jesuit nach langem Suchen die Hindendächer der neuen Niederlassung *Thonatrixia* inmitten einer Lichtung vor sich erblickte und bald darauf bei dem wohlhabenden und gastfreien Huronen *Awandoay* Unterkunft fand.

Allmählich, aber erst nach Wochen, stellten sich hier auch die andern Jesuiten ein, Daniel todmüde und abgESPANNT, Davost fast verhungert, ihre französischen Begleiter in ähnlichem Zustande, und jetzt konnte das Werk der Mission mit dem Bau eines Hauses beginnen. Die Indianer halfen dabei, und bald war es nach huronischem Muster vollendet. Man ramnte junge Baumstämme in zwei Reihen in den Boden, indem man 20 Fuß Raum zwischen beiden Reihen ließ, band die oberen Enden der Stämme hogenartig zusammen, befestigte das Ganze mit Querbalken und deckte das Dach mit Baumrinde. Von außen unterschied sich dieses Haus in nichts von den Häusern der indianischen Nachbarn. Im Innern dagegen trafen die Priester mit ihren Werkzeugen Einrichtungen, welche jene in Stauern versetzten. Der etwa 36 Fuß lange Raum des Hauses wurde durch Querwände mit Thüren in 3 Gemächer geschieden, von denen das erste als Vorfaal und Vorrathsraum für Mais, Bohnen und getrocknete Fische, das zweite als Wohnstube, Küche, Werkstatt, Schlafzimmer und Schule dienen und das dritte die Kapelle sein sollte. Im letzteren bauten die Jesuiten einen Altar, auch befanden sich hier ihre Heiligenbilder und Kirchengewerthe. Ihr Feuer brannte in der Mitte des zweiten Gemachs, wo der Rauch sich durch ein Loch im Dache seinen Weg suchte, häufig ohne ihn zu finden. An den Seiten waren hohe Bänke mit den Kisten angebracht, in denen die Bewohner des Hauses ihre Kleider und Messgewänder verwahrten, und unter denen sie auf Baumrinden schliefen, die mit Fellen bedeckt waren. Rohe Stühle, eine Handmühle, ein Mörser von Holz zum Stampfen der Kornfrüchte und eine Uhr vervollständigten die Geräthschaften dieses Zimmers.

Die Kunde von diesen Wunderdingen verbreitete sich über das ganze Huronenland, und von allen Seiten erhielten die „Schwarzröcke“ aus dem Lande der Bleichgesichter Besuche von Neugierigen, die nicht müde wurden, die Mühle zu drehen. Andere staunenswerthe Gegenstände im Hause waren ein Prisma, ein Magnet, ein Vergrößerungsglas, welches einen Floh in ein entsetzliches Ungeheuer verwandelte, und eine Linse, die denselben Gegenstand 11 Mal wiederholt zeigte. Das Hauptwunderwerk aber bildete die Uhr. Die Gäste hockten stundenlang in stummer Erwartung auf dem Erdboden, um sie schlagen zu hören. Sie hielten sie für lebendig und fragten, was sie esse. Sobald der letzte Schlag ertönte, rief bisweilen ein Franzose „Halt!“ und zu höchster Verwunderung schwieg die gehorsame Uhr. „Was sagt der Kapitän?“ fragten die Huronen einmal, als die Uhr schlug. Die Missionäre antworteten: „Wenn er 12 Mal ruft, heißt das: Hängt den Kessel auf! und wenn er sich 4 Mal hören läßt, sagt er: Geht heim.“ Darnach richteten sich die Besucher. Um 12 Uhr fehlte es nie an Gästen, die aus dem Kessel der frommen Väter „Sagamite“, d. h. Maischrottbrei, mit ihnen aßen; beim Schlage 4 erhoben sie sich, um ihre Wirth eine Zeit lang in Ruhe zu lassen. Dann besprachen diese ihre Angelegenheiten, theilten sich ihre Erfahrungen in Betreff der Mission mit und beschäftigten sich mit ihrer Vervollkommnung in der Sprache des Landes.

Während sie aber eifrig daran noch arbeiteten, gingen sie zugleich an die Verwerthung der bereits erlangten Fertigkeit. Sobald jemand in der Stadt krank wurde, eilten sie mit ihren spärlichen Medikamenten, die in der Hauptsache aus einem Vorrathe von Sennesblättern bestanden, zur Hülfsleistung herbei, und wo es nur anging, fügten sie der irdischen Arznei himmlische, Erklärung christlicher Dogmen, Bilder von Paradies und Hölle und Ermahnungen zur Annahme des Glaubens an Gott und die heilige Jungfrau, hinzu. Ihre freundlichen Dienste beschränkten sich aber nicht hierauf. Die Huronen lebten in beständiger Furcht vor ihren Erbfeinden, den Irokesen, und sobald sich das Gerücht verbreitete, daß diese in starker Anzahl den Kriegspfad betreten, suchten sie Zuflucht in den benachbarten befestigten Städten. Die Jesuiten versprachen ihnen den Beistand der vier mit Arkebusen bewaffneten Franzosen, die mit ihnen gekommen waren. Auch riethen sie ihren indianischen Freunden, ihre Palissadenforts nicht mehr rund, sondern rechtwinklig zu bauen und sie an den Ecken mit kleinen Flankenthürmen zur Aufnahme der Arkebusiere zu versehen — ein Rath, der sofort gutbefunden und bei der Anlage der großen Stadt Ossosaue oder Rochelle befolgt wurde.

Bei jeder passenden Gelegenheit versammelten die Väter die Kinder des Ortes in ihrem Hause. Dann legte Brebeuf zur Erhöhung der Feierlichkeit seinen Talar und die eckige Kappe an, welche die Jesuiten in ihren Klöstern

tragen. Zuerst sang er das Paternoster, welches Pater Daniel in huronische Reime übersetzt hatte, und welches die Kinder mitsingen mußten. Dann lehrte er sie das Zeichen des Kreuzes machen, ließ sie das Ave, das Credo und gewisse Gebete nachsprechen, trug ihnen christliche Glaubenssätze vor und befragte sie darüber und entließ sie mit einem Geschenke von einigen Rosinen, Backpflaumen oder Glasperlen, wodurch sich unter den kleinen Rothhäuten ein großer Eifer zu weiterem Lernen entwickelte. Mit Freuden gewahrten die Priester, wie sie sich draußen in Gruppen sammelten, sich im Kreuzschlagen übten und im Wiederholen der soeben gelernten Verse wetteiferten.

Zu Zeiten wurden auch die Aeltesten des Volkes zu den Jesuiten eingeladen, um sich die Hauptsätze des christlichen Glaubens vortragen zu lassen und über ihre Stellung zu demselben Auskunft zu ertheilen. Sie erwiesen sich soweit nachgiebig, als sie auf jeden Satz „gut“ oder „das ist wahr“ antworteten. Wenn man aber in sie drang, diesen Glauben anzunehmen, so erwiederten sie: „Er ist gut für die Franzosen, aber wir sind ein anderes Volk mit andern Sitten.“ So taufte die Missionäre im Anfange nur Wenige und fast nur willenslose Sterbende, besonders Kinder, die sie, wie Le Jeune sagte, „aus kleinen Indianern in kleine Engel verwandelten“.

Eine schlimme Zeit war für die Väter der Winter, wo die Huronen ihre Feste zu feiern pflegten. Auf ihrem harten Lager ausgestreckt, wo sie vor Rauch fast erstickten und von einer unvertilgbaren Menge von Flöhen geplagt wurden, mußten sie ganze Nächte hindurch den Lärm der Tänze des wilden Volkes, das Geräusch der Trommel und der Schildkrötenrassel und eine lange Folge rauher Gefänge mit anhören. Zauberer und Medicinmänner erschienen, um ihren Hokusfokus zu treiben. Beim „Ononhara“ oder Traumfeste raste die ganze Stadt, Männer, Weiber und Kinder, wie wahnsinnig vom Abend bis zum Morgen umher, um allerhand Unfug zu verüben. Der Frühling brachte einige Ruhe; die Leute gingen fischen oder begaben sich auf ihre entfernten Maisfelder oder fuhren des Handels wegen weg. Gegen den Spätsommer dagegen zog eine große Gefahr über den Häuptern der Missionäre auf. Die Saaten welkten unter einer argen Dürre. Umsonst strengten sich die Zauberer an, die Geister des Regens wohlwollend zu stimmen. Im Osten und Westen donnerte und blitzte es, aber über Thonativia blieb der Himmel wolkenlos. Endlich hatte einer der Zaubergaucker die Ursache des Uebels entdeckt. Die rothe Farbe des Kreuzes, welches vor dem Hause der Jesuiten stand, erschreckte den Donnervogel und veranlaßte ihn, nach einer andern Seite zu fliegen. Wuthschnaubend stürmte die Volksmenge heran und wollte das Kreuz umhauen, und mit Mühe nur gelang es den Patres, die Leute davon abzuhalten, indem sie ihnen erlaubten, das Kreuz weiß anzustreichen. Der Regen aber blieb auch

jetzt aus, und nun sagten jene: Eure Geister können euch nicht helfen, und eure Zauberer haben euch mit Lügen getäuscht. Wendet euch jetzt an den, der Himmel und Erde gemacht hat, vielleicht wird er euer Gebet erhören. Wir wollen euch beistehen, wenn ihr eure Sünden abschwören und dem wahren Gotte gehorchen wollt, und täglich eine Prozession abhalten.“ Es fehlte nicht an Versprechungen, die Prozessionen begannen, dem heiligen Joseph wurden neun Messen gelesen, und da bald nachher schwere Regengüsse fielen, bekamen die Indianer eine hohe Meinung von der Kraft der „Medizin“ der Franzosen.

Inzwischen schickte das alte Frankreich dem im Werden begriffenen neuen Hilfe für die Mission der Wälder. 1635 kamen die Jesuiten *Phart* und *Le Mercier* und im Spätsommer des nächsten Jahres noch drei, *Soques*, *Chatelain* und *Garnier*, in *Quebec* an, um bald darauf zu ihren Brüdern in *Thonotiria* abzureisen. Auch sie erschienen hier unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Die Seuche, welche seit zwei Jahren die Huronenstädte von Zeit zu Zeit verheert hatte, kehrte mit zehnfacher Heftigkeit wieder, und zugleich brachen die Pocken mit schrecklicher Gewalt aus. Der Winter machte den Krankheiten diesmal kein Ende, und die Tage der Festlichkeiten wurden unter den Indianern zu Tagen der tiefsten Niedergeschlagenheit. Viele verzweifelten und gaben sich selbst den Tod. Den Jesuiten aber erschien diese Zeit voll Noth und Trauer als willkommene Veranlassung, sich aufzumachen und „Seelen zu ernten“. Einzelnen oder paarweise zogen sie durch Schnee und Sturm von Ort zu Ort, um die Kranken zu besuchen, ihnen von ihrer Arznei zu reichen und, nachdem für den Körper wohl oder übel gesorgt war, sich an die Seele zu wenden. Es half aber nicht viel, wenn sie den Kranken in ihrem gebrochenen Huronisch Himmel und Hölle schilderten, um sie zu bekehren. Des Priesters Beschreibungen des Feuers und der Quälgeister der Hölle wurden leicht verstanden; denn die Indianer marterten und verbrannten ja ihre Feinde auch. Aber die Vorzüge des französischen Himmels waren ihnen schwer begreiflich zu machen. „Ich will dahin, wo meine Freunde und Verwandten sind“, war die gewöhnliche Antwort. „Das Paradies ist ein guter Platz für die Franzosen; ich aber will bei den Indianern sein, denn die Franzosen würden mir nichts zu essen geben, wenn ich zu ihnen komme“, entgegnete einer. „Was willst du wählen,“ fragte ein Priester eine sterbende Squaw, „den Himmel oder die Hölle?“ — „Die Hölle,“ erwiderte sie, „weil, wie du sagst, meine Kinder dort sind.“ — „Wird im Himmel gejagt oder Krieg geführt?“ erkundigte sich eine besorgte Rothhaut. — „Nein“, antwortete der Vater. — „Nun, dann mag ich nicht hin; denn es ist nicht gut, faul zu sein,“ replizierte nicht übel der Frager. Gelang es aber einmal, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, so holte der Priester in der Freude seines Herzens Wasser in einer Schale oder schöpfte mit der

hohlen Hand, besprengte damit den Sterbenden und meinte ihn so einer Ewigkeit voll Jammer zu entreißen.

Zuletzt schienen einige Orte geneigt, den Ermahnungen der Missionäre, nachdem die Beschwörungen und Tänze der Zauberer der Pest nicht Einhalt zu thun vermocht, zu folgen und deren Christenthum als die bessere „Medizin“ anzunehmen. „Was müssen wir thun, daß Gott sich unsrer erbarmt?“ fragte man in der Stadt Wenkio die Priester. „An ihn glauben, seine Gebote halten, nicht mehr an Träumen hängen, die Unzucht meiden, den Teufeln keine Feste feiern und geloben, wenn Gott euch von der Seuche befreit, ihm eine Kapelle zu bauen, damit ihr ihm danken und ihn lobpreisen könnt“, erwiederte Brebeuf. Das aber war zuviel verlangt; mit der Kapelle wollte man sich gern abfinden, aber das Andere war nicht zu ermöglichen, und verzweifelnd ging die Versammlung auseinander. Williger erwies man sich in der Stadt Ossossane. Man versprach hier, seinen Aberglauben und seine unzüchtigen Sitten aufzugeben, und ein Hauptzauberer verkündete mit lauter Stimme in den Straßen, daß der Gott der Franzosen fortan ihr Herr sei, und Alle nach seinem Willen leben mußten. „Welch' ein Trost,“ rief Le Mercier aus, „Gott von einem eingefleischten Teufel verherrlicht zu sehen!“ Die Freude der Jesuiten war aber nicht von Dauer. Jene Erklärung war am 12. Dezember abgegeben worden. Am 21. kam ein zwerghafter, verwachsener Zauberer in die Stadt, der bei seinen Landsleuten hohes Ansehen genoß, und sofort gab es ein großes Medizinfest, bei dem die Huronen, wie die Jesuiten sich mit Schauder ausdrückten, „neben Gottes Hilfe auch die ihrer Teufel anriefen“.

Die guten Väter durften sich aber nicht darüber beklagen, wenn diese Heiden die Seuche mit abergläubischen Bräuchen bekämpften, wenn ihnen das Christenthum nur als gute „Medizin“, als wunderwirkender Zauber erschien, und wenn sie viel auf Träume und Gesichte gaben. Die Missionäre waren in diesem Betracht wenig verständiger. Viel mehr als auf gewöhnliche Kuren verließen sie sich bei Krankheiten auf ein Gebet zur heiligen Jungfrau, ein Gelübde, das dem heiligen Joseph gethan wurde, oder ein Versprechen, zu Ehren eines andern Himmlischen eine neuntägige Andacht zu verrichten. Besser als andere Arznei heilte ihnen die oder jene Reliquie Schmerz und Wunden, ein heiliger Zahn oder Knochen ließ das damit berührte Indianerweib leicht gebären. Als der Jesuit Chaumonot einst an Kopfschmerzen litt, vertrieb er sie sich damit, daß er eine Medaille mit dem Bilde der Jungfrau mit dem Jesuskinde und St. Joseph in den Mund nahm. Visionen waren unter den Missionären des Huronenlandes fast etwas Alltägliches. Bei Brebeuf, dessen tiefe Natur von der stillen Inbrunst seiner Begeisterung wie ein Schmelzofen glühte, kamen sie am häufigsten vor. Schaaren von Teufeln erschienen ihm, bisweilen

in menschenähnlicher Gestalt, bisweilen als Bären, Wölfe oder wilde Katzen. Wenn er Gott anrief, verschwanden sie. Oft drohte ihm der Tod als Gerippe, und wenn er ihn dann fest anblickte, fiel er ihm machtlos zu Füßen. Engel stiegen vor ihm herab, und mehr als ein Mal waren die heilige Gottesmutter und St. Joseph seinen Augen sichtbar. Einst sah er über dem Walde am Himmel ein großes Kreuz, das sich langsam von der Gegend des Iroquesenlandes auf ihn zu bewegte. „Wie groß war es?“ fragten die Gefährten, als er ihnen die Vision mittheilte. „Groß genug,“ erwiderte er, „daß wir alle daran gekreuzigt werden konnten.“

Im Mai 1637 erlebten die Jesuiten in Ossossane einen großen Triumph, dem aber bald eine ebenso große Gefahr folgte. Sie weihten ihre dort erbaute neue Kapelle ein und taufte bei dieser Gelegenheit unter starkem Zulauf, den die Bilder und Metallzieraten des Hauses veranlaßt, zum ersten Male einen angesehenen und einflußreichen Huronen. Die Feier machte tiefen Eindruck auf die indianischen Zuschauer. Das Eis schien gebrochen, es wollte Tag werden in der langen Nacht des Heidenthums.

Aber Eins hatte man übersehen. Der Teufel war aufgeschreckt, er fuhr in jenen zwerghaften Zauberer, um aus dessen Munde mit all' seiner höllischen List und Bosheit für die Erhaltung seiner Herrschaft zu kämpfen. Er verbreitete die Lüge, die Jesuiten seien die Urheber der Seuche, welche die ganze Nation mit Vernichtung bedrohte, und er fand Glauben damit. Es hieß, sie hielten in ihrem Hause einen Leichnam verborgen, der das Land verpestete; nach Andern war's ein Dämon in Gestalt eines Frosches oder einer Schlange, der ihnen zur Vergiftung des Volkes diene; wieder Andere wußten, sie hätten einen Säugling mit Pfriemen zu Tode gestochen, um durch solchen Zauber die Huronenkinder zu tödten. Auch das Bild des jüngsten Gerichts, das sich in ihrer Kapelle befand, und auf dem man Drachen die Sünder verschlingen sah, die Wetterfahne, die sie auf dem Wipfel einer Pechtanne vor ihrer Wohnung befestigt hatten, und selbst ihre Wanduhr galten für Zaubermittel. Ihre Freunde sahen die Priester scheel und scheu an, ihre Feinde forderten ihr Leben. Auf der Straße wurden sie geschmäht und gescholten. Kinder warfen sie mit Knütteln und Schneebällen, und die Kranken, die sie besuchten, versteckten die Köpfe unter ihre Decke.

Die Jesuiten ließen sich dadurch von ihren Taufversuchen nicht abhalten, und wo es irgend anging, benetzten sie selbst Widerwillige mit ein paar Tropfen Wassers, um abermals „eine Seele den Klauen des höllischen Wolfes zu entreißen“. Aber immer größer wurde die Gefahr für sie. Jeden Augenblick konnten sie gewärtig sein, daß ein Wilder, wenn sie aus der Thür traten, seine Streitart in ihrem Schädel begrub. Schon trafen sie Vorkehrungen für den

Fall ihrer Ermordung. Eine Art Verhör, das sie vor dem großen Rathe der Nation zu bestehen hatten, hatte zweifelhaften Erfolg. Nach Huronensitte vor Sterbefällen und Hinrichtungen feierten sie mit einem den Nachbarn gegebenen Schmauße ihr Abschiedsfezt, und von jetzt an ließ wunderbarerweise die Verfolgung nach, man hörte Stimmen zu ihren Gunsten, und die Nachbarn wandten weniger ängstlich die Blicke von ihnen ab. Sie schrieben diese Veränderung der Vermittelung des heiligen Joseph zu, dem sie eine neuntägige Andacht gelobt hatten. Aber noch mehrere Jahre äußerte sich der Verdacht und Haß, den sie sich zugezogen, durch Bedrohungen und Angriffe von Seiten Einzelner, doch immer entwaffneten sie die Jesuiten im entscheidenden Augenblicke durch ihre Kaltblütigkeit.

Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse noch besser, und im Jahre 1638 hatten die Jesuiten etwa sechzig erwachsene Indianer getauft und auch beim katholischen Glauben erhalten. Das hatte freilich schwere Mühe gekostet; denn bei den Bekerungen war das Ausrotten schwieriger als das Pflanzen. Die Fassungskraft der Wilden war keineswegs mangelhaft, im Gegentheil, sie waren, wie der Jesuit Chaumonot behauptet, intelligenter als die französischen Bauern. Es war die träge Masse von Stolz, Sinnlichkeit, Gleichgiltigkeit und Aberglauben, welche der Wirksamkeit der jesuitischen Heilspredigt im Wege stand. Bald stellte sich heraus, daß es leichter war, einen Huronen zu bekehren, als ihn beim Glauben zu erhalten; denn erwies sich das Christenthum nicht als gute „Medizin“ gegen Unglück aller Art, so erlahmte der Eifer der Getauften, und wenn ihre heidnisch gebliebenen Nachbarn ihnen dann noch sagten, nun würden sie kein Wild mehr schießen, oder nun werde ihnen das Haar ausfallen, oder im Himmel der Franzosen gebe es keinen Tabak, so war es kein Wunder, wenn sie völlig erkalteten und dann abfielen. Bei ihren Bekerungsversuchen verfuhrten die Väter übrigens immer politisch. Nie nahmen sie den Ton der Ueberlegenheit und des Befehlens an. Sanftmuth, Güte und Geduld waren die Regeln ihres Verkehrs mit den Heiden, und weit entfernt, sie als Barbaren zu behandeln, verfuhrten sie mit ihnen durchaus wie mit Ihresgleichen. Die Hauptbekerungsmittel, die sie anwendeten, sind sehr bezeichnend. „Schickt mir ein Bild Christi ohne Bart,“ schreibt Garnier nach Frankreich, „und etliche heilige Jungfrauen.“ Dann will er eine Auswahl „verdammter Seelen“, wegen von den „seligen Seelen“ ihm eine genügt. Besondere Anweisungen werden in dem Briefe hinsichtlich der Teufel, Drachen, Höllenflammen und ähnlicher vorzüglich wirksamer Kunstwerke ertheilt. Alle Bilder sollen das ganze Gesicht, nicht bloß das Profil zeigen. Dabei müssen sie den Beschauer mit offenen Augen gerade ansehen. Die Farben müssen lebhaft sein, auch dürfen

keine Blumen, Früchte oder Thiere mit abgebildet werden, da diese die Aufmerksamkeit der Indianer von der Hauptsache ablenkten.

1638 fanden einige wichtige Veränderungen in der Mission statt. Die Jesuiten verließen die Stadt Thonaticria, die von der Seuche verödet war, und siedelten nach dem an der Südgrenze des Huronenlandes gelegenen großen Orte Teanaustaye über. In Ossossane aber ließen sie sich von Arbeitern aus Quebek neben ihrem Hause eine besondere Kapelle bauen, in der von da an der Gottesdienst abgehalten wurde. Sonst blieb die Lebensweise der Missionäre dieselbe wie früher. Sie hatten es nur wenig bequemer als die Indianer. Obwohl ihr Haus durch zahlreiche Lücken in den Wänden ventilirt war, roch es doch stets nach Ruß und Rauch, und wenn der Wind von einer gewissen Richtung herwehte, erstickten die Insassen fast von dem Qualme. Bei ihren Mahlzeiten saßen sie auf Klößen um das Feuer, über welchem der Kochkessel hing. Jeder hatte eine hölzerne Schüssel vor sich auf dem Schooße, die, da sie schwer zu transportiren war, auf den Werth eines Biberpelzes oder hundert Franken geschätzt wurde. Ihre Nahrung bestand aus Maizsbrei, der in Ermangelung von Salz mit Stücken geräucherten Fisches gewürzt wurde und ungefähr wie Tapezirkleister schmeckte. Zur Erntezeit gab es zur Abwechslung grünen Mais oder einen in der Asche gerösteten Kürbis. Die Jesuiten bebauten ein Stück Land, säten darauf aber nur den Weizen, dessen sie zur Bereitung ihrer Hostien bedurften. Ihre sonstige Nahrung erhielten sie mit Ausnahme des einen oder des andern Stückes Wildpret, das ihnen die Gewehre ihrer weltlichen Begleiter lieferten, von den Indianern, denen sie dafür Tuch, Messer, Nadeln und Glasperlen schenkten. Ihr Vorrath von Abendmahlswein war so gering, daß sie sich auf vier bis fünf Tropfen für jede Messe beschränkten. Ihr Leben war streng geregelt. Früh vier Uhr rief eine Glocke sie von ihrem Rindenlager. Dann folgten Messen, Privatandachten, das Lesen religiöser Bücher und das Frühstück. Von acht Uhr an empfingen sie den Besuch von Indianern. Später gingen einige von ihnen auf den Seelenfang außer dem Hause, während die Zurückbleibenden das Haus vor Dieben bewachten. Die Missionäre durchzogen zunächst die ihren Niederlassungen benachbarten Indianerdörfer, dann das ganze Huronenland und zuletzt auch das Gebiet der daneben wohnenden Tabaksnation, wo sie aber übel aufgenommen wurden und, nachdem sie wiederholt in Gefahr gewesen waren, ermordet zu werden, unverrichteter Sache umkehren mußten.

Ebenso erging es Breueuf und Chaumonot im Lande der Neutralen. „Geht und verlaßt unser Land,“ sagte ihnen hier u. a. ein alter Häuptling, „sonst stecken wir euch in den Kessel und bereiten uns aus euch eine Mahlzeit.“ — „Ich habe jetzt genug vom dunkeln Fleische unsrer Feinde gehabt,“

rief ein junger Krieger, „ich möchte wohl einmal weißes kosten, und ich werde das eure essen.“ Ein Anderer stürzte wie ein Wahnsinniger in die Hütte, in welche die Missionäre sich halb verhungert und halb erfroren eingedrängt hatten, spannte den Bogen und zielte mit dem Pfeile auf Chaumonot. „Ich sah ihn fest an,“ schreibt der tapfere Pater, „und empfahl mich mit vollem Vertrauen dem heiligen Michael. Ohne Zweifel rettete uns dieser große Erzengel; denn fast augenblicklich legte sich die Wuth des Kriegers, und unsre übrigen Feinde horchten auf die Erklärung, die wir ihnen über unser Erscheinen in ihrem Lande gaben.“

Aber auch diese Mission trug nur die bitteren Früchte der Enttäuschung. Die Jesuiten hatten bei diesen Wanderungen alles und mehr ausgehalten, als gewöhnliche Menschen zu ertragen vermögen. Nur durch ein Wunder waren sie dem Tode entgangen, und zwar war er ihnen nicht einmal, sondern häufig nahegetreten. Ihr Eifer aber ließ nicht nach, ihre Zuversicht auf den endlichen Sieg über die Hölle wankte nicht. Eine tiefe, durch nichts zu unterdrückende Inbrunst drängte sie zu neuen und gefährlicheren Wagnissen. Die hehren Wesen von menschlicher Gestalt, aber göttlicher Kraft, die ihnen die Grundzüge der christlichen Wahrheiten verkörperten und dramatisirten, die Heiligen, die Engel, die Himmelskönigin Maria umschwebten sie bei ihren Mühen und Gefahren und zeigten ihren entzückten Blicken die Glorienscheine und die Kronen der ewigen Seligkeit, und darüber vergaßen sie alle Mühen und Leiden, den Tomahawk und den Marterpfahl der rothhäutigen Satansdiener, um ihre heroische Sehnsucht nach neuen Seeleneroberungen einem weiteren Schauplatz und Arbeitsfelde zuzuwenden. Schon sahen sie im Geiste den Tag nahen, wo ihnen das Kreuz in die bluttriefenden Städte der Trokesen zu tragen vergönnt sein würde.

Wie wir sehen werden, trat das Gegentheil ihrer Hoffnungen ein. Die Trokesen kamen mit Heeresmacht zu ihnen, erstürmten ihre Städte und erwürgten die von ihnen gesammelte christliche Heerde bis auf einen kleinen Rest, der dann bis auf ein noch kleineres Häuflein fern von der Heimat durch Hunger und Seuchen verdarb.

M. B.

## Literatur.

Der Wille, die Lebensgrundmacht. Von Robert Schellwien. Erster Theil. Der Wille, die Quelle des Bewußtseins. Berlin, Verlag von G. W. F. Müller, 1879.

Robert Schellwien ist den Freunden spekulativer Philosophie längst als ein geistvoller und gewandter Kämpfer gegen die negativen Mächte der Zeit